

Irene Langemann: „Das Gedächtnis der Töchter“

„Fa-schi-stka“ – in kyrillischen Großbuchstaben

Von Olga Hochweis

Deutschlandfunk, Büchermarkt, 18.09.2023

Filmemacherin Irene Langemann richtet den Blick nach Russland, diesmal aber literarisch und aus der Perspektive von Angehörigen der deutschen Minderheit. Im Zentrum steht die über mehrere Generationen erzählte Geschichte einer weitverzweigten Mennoniten-Familie, die zu Beginn des 19. Jahrhunderts nach Russland einwanderte.

1969 - eine Zeit tiefer Stagnation in der Sowjetunion. Die elfjährige Vera lebt in Belsk, einem sibirischen Städtchen nahe Omsk, wo sie mit ihren Eltern und dem jüngeren Bruder ein typisch sowjetisches Leben führt. Sie geht in die Schule, liest, übt Klavier, und träumt von Reisen nach Amerika, das „ferner scheint als der Mond“. In der Ich-Form erzählt sie unmittelbar von ihrer Welt, die durch ein einziges Wort aus den Fugen gerät: „Faschistin“.

So beschimpfen sie eines Tages zwei Klassenkameraden. „Fa-schi-stka“- in kyrillischen Großbuchstaben wiederholt- trifft buchstäblich.

„Zwei Schneekugeln treffen die Wangen. Ich presse die Lippen zusammen, schmecke das Salz der Tränen. Feuerpause. Sie formen die nächsten Waffen. Ich habe keine Kraft, mich vom Fleck zu rühren. Eine Zielscheibe, die darum bittet, getroffen zu werden. Das Duo kreischt: ‚Vera ist eine Faschistin!‘“

Jeden Moment können sich die Dinge wieder ändern

Veras Nachname Bergen klingt fremd für russische Ohren. Ein knappes Vierteljahrhundert nach dem Sieg der Sowjetunion gegen die Nazis bleibt die deutsche Herkunft - im Klassenbuch vermerkt - eine Hypothek. So sehr Veras Eltern auch als Ärztin bzw. Lehrer sogar gewisse gesellschaftliche Anerkennung genießen, so sehr prägt latente Unsicherheit ihr Leben. Alles ist möglich. Jeden Moment können sich die Dinge wieder ändern. Mit dieser Angst leben die Eltern, die nicht freiwillig nach Sibirien gekommen sind, seit Kindertagen. Nach der Beschimpfung wächst auch Veras Verunsicherung.

Irene Langemann

„Das Gedächtnis der Töchter“

Friedenauer Presse, Berlin

477 Seiten

28 Euro

Gleichzeitig aber ist das Interesse des Kindes an der Geschichte seiner Vorfahren geweckt. Über einen Zeitraum von rund 200 Jahren wird sie im Roman aus unterschiedlichen Perspektiven erzählt. Unchronologisch und episodenhaft geht es hin und her zwischen den Epochen. Diverse Protagonistinnen stehen dabei im Zentrum: Veras Groß- und Urgroßmütter, der anarchistische Onkel, vor allem aber Veras Mutter Anna Harder, deren Tagebuch aus den 1940er und 1950er Jahren den zentralen Gedächtnisspeicher der Familie - und ein Hauptnarrativ des Romans- bildet. Auch mündlich tradierte Anekdoten und Erinnerungen einzelner Vorfahren sind in ihrer Chronik festgehalten.

„Plautdietsch“

Diese waren Angehörige einer streng gläubigen Mennonitenfamilie, die im frühen 18. Jahrhundert aus Westpreußen nach Russland kam. Religion, kulturelle Bräuche und der „Plautdietsch“ genannte altertümliche Dialekt flankieren die wechselnden Erzählstränge mit anschaulichen Details. Irene Langemann grundiert ihren Erstling außerdem mit quasi-enzyklopädischem Wissen und rekurriert auf diverse historische Daten und Dekrete, die unmittelbare Auswirkung auf die Deutschen in Russland hatten. Deutlich prägt den Roman ein journalistisch-aufklärerischer Duktus, wenn es etwa um Katharina die Große geht, die als einstige Sophie von Anhalt-Zerbst durch Heirat Zarin von Russland wurde:

„Bei ihren Reisen durch Südrussland erkannte die Zarin, was den Steppenlandschaften, die unter Nomadenüberfällen litten, fehlte: Menschen und Frieden. Sie entschied sich, deutsche Einwanderer nach Russland zu locken. In Mutters Chronik gibt es dazu einen erklärenden Eintrag: ‚1763 verfasste Katharina die Große ein Manifest, das jedem deutschen Einwanderer erlaubte, sich in Russland niederzulassen. Für die ersten dreißig Jahre sicherte die Zarin den Kolonisten Steuerfreiheit sowie fruchtbares Land zu. Verarmt durch Kriege und Missernten, sahen viele deutsche Bauern und Handwerker in der Auswanderung nach Russland die einzige Möglichkeit, ihrer Not zu entkommen.‘“

Als Holzfällerin in der sibirischen Taiga

Privilegien und bescheidenen Wohlstand der Deutschen in Russland beenden spätestens die Oktoberrevolution und der nachfolgende Bürgerkrieg. Aus der deutschen Kolonie Rosenau, heute auf dem Gebiet der Ukraine, wird das sowjetische Rosanowka. Landwirtschaftlicher Besitz wird enteignet. Die daraus entstandene große Hungersnot, der Holodomor, kostet Millionen Menschen das Leben. Ende der 1930er Jahre beginnt der Große Terror und damit auch die gezielte Verfolgung der Russlanddeutschen. Die Brutalität der Stalin- Zeit zeichnet Anna Harders Tagebuch besonders eindringlich nach. Die Familie wird nach Kasachstan deportiert, wo man die Menschen im Nirgendwo aussetzt. Sie graben sich im festgefrorenen Boden als Behausung Erdlöcher. Nach dem Überfall der Nazis auf die Sowjetunion werden die Russlanddeutschen in Arbeitsarmeen eingezogen. Anna, gerade fertig mit der Schule, schuffet bis Ende der 1950er Jahre als Holzfällerin in der sibirischen Taiga, wo viele der Zwangsarbeitenden durch Auszehrung, Hunger und Erschöpfung sterben. Annas Tagebuch-Aufzeichnungen sind so niederschmetternd leidvoll, daß man sich als Leserin fast danach sehnt, in Veras Leben der 1970er Jahre zurückkehren zu können, das - trotz aller Einschränkungen- für sie doch zu einem Sprungbrett in die Zukunft wird.

Sensibel und anschaulich

„Ich schließe Frieden mit meiner Herkunft. Doch viele Fragen bleiben unbeantwortet. Wenn von Generation zu Generation Hunger und Elend das Leben beherrschen, hinterlässt das Spuren bei den Nachkommen? Wenn Menschen in Unfreiheit leben und aus Angst vor Denunziation hinter verriegelten Fensterladen zu Gott beten oder verbotenen Radiosendern lauschen, Gefängnis und Karzer-Haft erdulden müssen, hinterlässt das Spuren im Gedächtnis der nachfolgenden Generationen? Entstehen so Demut und Unsicherheit? Oder das Gegenteil – Würde und Lebensmut? Meine Gedanken springen zwischen Vergangenem und Zukünftigem. Ich werde weggehen. Ich weiß nicht, wohin und wie, doch dem Stillstand von Belsk werde ich entfliehen. Wie bekomme ich Zutritt zu einer pulsierenden Welt? Werde ich das Sibirien in mir überwinden können?“

Sensibel und anschaulich zeichnet Irene Langemann die Entwicklung und Identitätssuche ihrer Hauptfigur Vera nach. Zwischen erzählerischer Prosa, genau recherchiertem Faktenwissen und suchender Essayistik oszilliert die Sprache dieses knapp 500seitigen dichten und komplexen Epos, das verschiedene Ebenen eindrücklich verschränkt: als Coming of Age-Roman, als historischer Roman, vor allem aber als stark autobiographischer Familienroman. Unschwer ist Vera als Alter-Ego der Autorin zu erkennen, die 1959 im sibirischen Issilkul als Nachfahrin russlanddeutscher Mennoniten geboren wurde. Ihr spätes Roman-Debüt „Das Gedächtnis der Töchter“ hat die Autorin ihren Eltern Elisabeth Isaak und Heinrich Langemann gewidmet. Man muss davon ausgehen, daß hier nichts erfunden ist und das Schicksal dieser Familie exemplarisch für Hunderttausende andere steht.